

Feldchirurgen aus alter Zeit [Schluss]

Autor(en): **Hürzeler, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **24 (1916)**

Heft 21

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547469>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Rote Kreuz

Schweizerische Halbmonatsschrift

für

Samariterwesen, Krankenpflege und Volksgesundheitspflege.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Feldchirurgen aus alter Zeit (Schluß) . . .	357	nitätsverein; Narau; Bern; Herisau; Neu-	
Wie gelangt der Invalide zu eigenem Hof und		münster und Höngg; Rheineck; Suhr; Twann;	
Herb?	259	Biel und Umgebung, Neuenstadt und Lan-	
Aus dem Vereinsleben: Die oblig. Mitgliedschaft		deron; Wipfingen und Altstetten; Zofingen	261
der Sanitätsoldaten beim Schweiz. Militärja-		Bom Büchertisch	268

Feldchirurgen aus alter Zeit.

Von Albert Hürzeler, Krankenpfleger in Grindelwald.

(Schluß.)

V.

Ein Blick in die Wundbehandlung der damaligen Zeit.

Die Behandlung der Schußwunden.

Ueber die Entzündung bei Schußwunden vernehmen wir von unserem Dehmen noch was folgt: „Nun haben wir bey Schußwunden noch die Inflammation oder Entzündung zu beobachten, weil keine Verletzung selbiger heftiger unterworfen, als diese. Eine solche Entzündung ist denn auch nicht allzeit ohne Gefahr und sollte wohl manchem Feld-Chirurgo Furcht einjagen. Alleine, es kann ihr dennoch, bey denen allergefährlichsten Blessuren ohne Unterschied des entzündeten Orthes, folgender Umschlag als ein rechtes Gebiß, angeleget werden, um solche dadurch zu bändigen.“ Die dagegen gepriesene Lösung setzte sich aus der sogenannten „schwarzen Abkochung“ zusammen, der nachgesetzte Substanzen beigemischt waren: Scorbiankraut, Eichenrinde, Sefibaumblätter, Granatrinde, türkische Galläpfel, gewöhnlicher Allau,

Borsäure, Ammoniacgummi, Myrrhen, und Mastich.“ Zwei Unzen von diesem Gemisch wurden in 3 Seidel weißen Weines gekocht und die Umschläge dem Patient so heiß, als er sie zu ertragen vermochte, aufgelegt. Dehmen glaubte an die Vortrefflichkeit dieser Umschläge wie an ein Dogma; denn er schrieb: „Gewiß wird dieses so viel fruchten, daß die heftigsten Entzündungen mit Verwunderung ihren Abmarsch nehmen“!

Auch über den alten Brauch des Schießpulver-Essens weiß Dehmen uns etwas mitzuteilen. Es geschah dies scheint's von seiten der Marszöhne, damit die Schußwunden nicht vom „kalten Brande“ ergriffen würden. Ob schon nun unser Gewährsmann dies als einfältig und unbegründet fand, so ließ er sie dennoch gewähren. Dieser alte Brauch hat sich übrigens bis auf wenige Jahrzehnte zu erhalten gewußt, denn unser Großvater erzählte uns einst noch, daß sie, die Berner, beim Sonderbundsfeldzuge, Pulver zur Belebung ihrer Kampfesfreude löffelweise verschluckten;

die Appenzeller allerdings — meinte er — hätten zu wenig davon bekommen. (Eine Anspielung auf die Vorfälle bei Giskikon, nur waren diese dort nicht allein retiriert!)

Ueberschauen wir zum Schlusse dieses ganze Kapitel noch einmal, so dürfen wir sagen, daß wir, mit Rücksicht auf den knappen Raum dieser Zeitschrift, gezwungen waren, sehr viel des Interessanten über die Schußwunden, wegzulassen. Einiges indessen möchten wir trotzdem nochmals hier hervorheben und besprechen:

Hinsichtlich der Barbarei im Kriege und der gegenseitigen Anklage haben wir uns bereits in der Einleitung deutlich ausgesprochen. Vieles dagegen, besonders wegen des unnötigen Suchens und Grübelns nach den verborgenen Kugeln in den Schußwunden, dürfte noch heute seine Gültigkeit haben. Gerade bei unseren Kriegsinternierten machen wir die Erfahrung, daß sehr viele von ihnen mit ihren Kugeln im Leibe ohne Beschwerden zu verspüren herumgehen. Stellen sich da oder dort Komplikationen ein, so werden die Störenfriede operativ entfernt, was bei der modernen Operationstechnik und der Zuhilfenahme der Röntgenstrahlen keine allzugroßen Schwierigkeiten mehr bietet. Die alten Feld-Chirurgen hingegen taten in Ermangelung dieser Hilfsmittel gut daran, sich der vielen Eingriffe zu enthalten, ansonst sie ja das Zerschneiden und Zerwühlen ganzer Organe hätten riskieren müssen. Was nun die Schußverletzungen der inneren, edleren Organe anbetrifft, werden wir hierüber in einem späteren Artikel, in dem dann über die — wie Dehmen sich ausdrückt — „allgemeinen Verletzungen, so in die Tiefe dringen“, die Rede sein wird, ein mehreres noch mitteilen. Viel Tröstliches, das können wir jetzt schon versichern, schaut dabei nicht heraus, denn unser Feldchirurg schließt jenen Abschnitt mit den bedeutungsvollen Worten: „Und ob auch schon die meisten Blessierten an dergleichen Wunden, so in das Anwendige dringen, ihren Kirchhof gleich auff der

Wahlstadt finden, indem es unmöglich, bei so überhäuffter Arbeit, jedem, so mit Blute besudelt, beizuspringen; so soll doch ein Feld-Chirurgus auch bey denen tödtlichen Wunden, so procediren, und Fleiß anwenden, als ob ihm keiner davon sterben sollte.“ Daß man zur Heilung der Schußverletzungen, im Gegensatz zu den Stich-, Hieb- und Schnittwunden, ohne die Suppuration nicht glaubte auskommen zu können, verstehen wir sehr gut. War doch der Suppuration vornehmster Zweck, Knochensplinter und andere mit den gesunden Teilen des Körpers nur noch lose zusammenhängende Fragmente, abzustößen. Auch hier sind wir heute im Vorteil, indem jede Schußwunde, bei der man Verletzungen des Knochens vermutet, sofort der Röntgenaufnahme unterworfen wird und je nach dem Befunde zur Entfernung der Splitter schreitet. Andererseits ließen wir uns sagen, daß im gegenwärtigen Kriege die streng antiseptische Wundbehandlung, versuchs halber, für gewisse Verletzungen, verlassen wurde. Also auch eine Art Suppurationsmethode unter allerdings — wie man uns erklärte — möglichst günstigen Bedingungen. Inwieweit dieses neue Verfahren beibehalten und weiter ausgebaut worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Endlich müssen wir noch auf eine Erscheinung aufmerksam machen, die zwar bekannt, aber auch hier wieder ihre Bestätigung findet. Wir meinen die Häufigkeit, mit der in jenen Zeitläuften amputiert wurde. Es hängt dies zum größten Teil mit der geringen Durchschlagskraft der damaligen Schußwaffen und den vielfach verwendeten Weichgeschossen (Blei usw.) zusammen, die sich mehr in einer Zerschmetterung und Quetschung der Glieder äußerte, wie man es am besten den nachgesetzten Zeilen entnehmen kann. Wir lesen dort: „Die meisten Amputationen, welchen ich beygewohnt, auch mit eigener Hand, in den letztern, großen Campagnen gegen den Türken, verrichtet habe, sind allesamt von Canonen- oder Falconet-Kugeln, wegen Zerschmetterung der

Glieder unternommen worden. Denn, wenn eine solche Kugel von etlichen Pfunden, durch ihre gewalttätige Vehemenz ein Glied nicht gar vom Leibe reißet, so wird es doch durch derer Wuth ganz zermalmet und die Knochen condontiret, daß also, wegen Hemmung der zufließenden Säfte, die natürliche Wärme verlöschet, und das Glied absterben, faul und stinkend werden muß.“

Reck könnten wir nun behaupten, daß wir, mit Bezug auf die Heilungen der Schußverletzungen, dank der gewaltigen Fortschritte

in der Heilwissenschaft, gegenüber unseren Vorfahren im Vorteile seien. Was nützen uns aber all diese Errungenschaften, wenn es nicht gelingt, die Verletzten, die tage-, ja wochenlang zwischen den Feuerlinien hilflos liegen bleiben müssen, rechtzeitig in Sicherheit und gute Pflege zu bringen? Daß dies bei diesen Dauerschlächten im Stellungskriege durch zeitweise Waffenstillstände nicht erstrebt werden konnte, ist wohl eines der dunkelsten Blätter in den Annalen des gegenwärtigen scheußlichen Krieges.

Wie gelangt der Invalide zu eigenem Hof und Herd?

Der tüchtige strebsame Mensch will vorwärts. Er will am Ende seines Lebens sehen, daß sein Arbeiten, sein Mühen und Sorgen ihm und den Seinen Sicherheit vor der ärgsten Not des Daseins und innere Zufriedenheit gebracht hat. Ob Großstadtkind oder Kind vom Lande, dies Wollen ist allen ernstesten Menschen gemeinsam. Vergeblich Mühen macht müde und bitter, die Hoffnung aber, ja die Gewißheit, Wege zu sehen, die vorwärts führen, näher einem erstrebenswerten Ziele, die machen stark, lebensfroh und schaffensfreudig. Schneller greift die Hand zu Pflug und Spaten, emsiger laufen die Füße, schaffen die Arme, wenn es zu ackern gilt auf eigenem Grund und Boden. „Ein eigener Hof, ein eigener Herd sind Goldes wert.“ Sie sind das Ziel der Kinder des Landmannes, die einem der Brüder auf dem väterlichen Hofe weichen müssen, sie sind das Ziel auch des strebsamen Arbeitsmannes, der spart und hofft, jahraus, jahrein, auf daß eines Tages die Summe reichen werde, sich eine eigene kleine Wirtschaft damit zu erwerben, sie sind endlich auch das Ziel manches braven Kriegers, der hier die Möglichkeit sich erschließen sieht, seine im Dienste des Vaterlandes geschwächten Kräfte weiter auszunutzen

und in freier Luft auf eigener Scholle ein noch gesundes leistungsfähiges Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Sa, werden viele sagen, das Sehnen haben wir wohl, aber es fehlt uns eines, das Nötigste, das Geld. Immer höher sind die Preise für Grund und Boden geworden, und allzu lange müßten wir sparen, ehe wir das Ziel erreichen könnten; allzu viel Schulden aber brächten uns nur von einer Knechtschaft in die andere. Wenn wir uns nur mühen sollen, um dem Gläubiger die sauer erarbeiteten Zinsen in den Schoß zu werfen, dann ist es besser, wir bleiben ohne Haus und Hof, so gern wir sie auch besitzen möchten, und bleiben dafür auch ohne Sorgen!

Da hat der Staat nun einen Ausweg erfunden, wie er dem Tüchtigen, Strebsamen helfen könne, auf sicherem Wege auch bei nur kleinem Vermögen, sei es nun erspart oder ererbt, oder als Entschädigung für erlittene Kriegswunden erworben, zu einem Eigentum zu kommen. Er hat zusammen mit hochgesinnten Männern in fast allen Provinzen die sogenannten Landgesellschaften gegründet. Der Staat, die Provinzen, eine ganze Reihe von Städten und Privatpersonen haben Geld dazu hergegeben, mit dem nun zum Segen